

Steffen Pappert (Duisburg-Essen)*

ORCID: 0000-0001-5913-3404

Kersten Sven Roth (Magdeburg)**

ORCID: 0000-0003-1691-9671

Received: 2.12.2021

Accepted: 15.07.2022

Published: 15.12.2022

Keine Texte

Im Beitrag wird ein Sachverhalt thematisiert, der meist kaum wahrgenommen, aber möglicherweise dem einen oder der anderen während der Corona-Zeit tatsächlich aufgefallen ist: Es gibt Situationen, in denen wir Texte augenscheinlich und begründbar vermissen. Jene Situationen sind vielfältig und das Entbehren der Texte betrifft nicht unbedingt alle Beteiligten der aus unterschiedlichen Gründen verhinderten Textkommunikation. Das einende Band jener Konstellationen ist, dass es offensichtlich keine Texte gibt, die die situationsabhängigen Erwartungen erfüllen. Gleichwohl sind wir in der Lage, aus den dadurch entstehenden Leerstellen entsprechende Schlüsse zu ziehen. Derlei Implikaturen gehören aus unserer Sicht durchaus zum Gegenstand textlinguistischer Überlegungen, vor allem dann, wenn man die kommunikative Praxis einer Gesellschaft mit all ihren Facetten als Teil einer empirisch fassbaren Textwirklichkeit begreift. So werden wir anhand ausgewählter Beispiele zeigen, dass auch ‚keine Texte‘ unter bestimmten Umständen durchaus etwas ‚ausdrücken‘, das wir in aller Regel wissens- und erfahrungsbasiert erschließen können, und zwar einerseits in Abhängigkeit von der konkreten Lektüresituation vor Ort und andererseits im Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlich relevanten Diskursen.

Schlüsselwörter: Texte, Semiotik, öffentliche Kommunikation, Diskurssemantik

No texts

The paper addresses an issue that is usually hardly noticed, but some may have become aware of during the COVID-19 pandemic: There are various situations in which texts justifiably seem to be missing. However, the lack of texts does not necessarily affect all participants of that non-existent

* Steffen Pappert, Universität Duisburg-Essen, Institut für Germanistik, Universitätsstraße 12, 45141 Essen, E-Mail: steffen.pappert@uni-due.de

** Kersten Sven Roth, Otto-v.-Guericke-Universität Magdeburg, Fakultät für Humanwissenschaften – Institut III: Philologien, Philosophie, Sportwissenschaft – Bereich Germanistik, Zschokkestraße 32, 39104 Magdeburg, E-Mail: kersten.roth@ovgu.de

communicative situation. What these situations have in common is that there are apparently no texts that fulfill the situational expectations. Nevertheless, it is possible to draw conclusions from the resulting voids. From our point of view, such implicatures should definitely be considered from a text-linguistic perspective, especially if one understands the communicative practice of a society in all its facets as part of an empirically approachable textual reality. Thus, on the basis of selected examples, we will show that under certain circumstances even ‘no texts’ do indeed ‘express’ something which we can infer based on knowledge and experience, on the one hand, depending on the specific reading situation, and on the other hand, in connection with certain socially relevant discourses.

Keywords: texts, semiotics, types of public communication, discourse semantics

Pustki tekstowe

Niniejszy artykuł porusza kwestie związane z takimi sytuacjami, na które zwykle mało kto zwraca uwagę, ale które można było dostrzec w okresie pandemii. Chodzi o sytuacje, w których w sposób oczywisty i uzasadniony odczuwamy nieobecne teksty. Sytuacje te są różnorakie, a pustki tekstowe nie muszą być odczuwalne przez wszystkich uczestników komunikacji, która też z różnych powodów podlega zakłóceniom. Spoiwem jednoczącym te różne sytuacje jest fakt, że najwyraźniej nie ma tekstów spełniających sytuacyjnie uwarunkowane oczekiwania wszystkich uczestników komunikacji. Niemniej jednak jesteśmy w stanie wyciągnąć pewne wnioski z zaistniałych pustek tekstowych. Takie wnioski zdecydowanie należą z naszego punktu widzenia do przedmiotu rozważań tekstologicznych, zwłaszcza jeśli praktykę komunikacyjną określonej społeczności ze wszystkimi jej obliczami postrzega się jako część empirycznie uchwytnej rzeczywistości tekstowej. Pokażemy więc na wybranych przykładach, że nawet pustki tekstowe w pewnych okolicznościach coś wyrażają, co zwykle możemy wywnioskować na podstawie wiedzy i doświadczenia, z jednej strony w zależności od konkretnej sytuacji komunikacyjnej w konkretnym miejscu, a z drugiej w związku z pewnymi społecznie istotnymi dyskursami.

Słowa kluczowe: teksty, semiotyka, komunikacja społeczna, semantyka dyskursu

Statt eines Mottos:¹



¹ Wir danken Heiko Hausendorf (Universität Zürich) herzlich für diese Spende aus seinem Postkarten-Korpus (<https://www.ds.uzh.ch/de/projekte/ansichtskartenprojekt/korpus.html>).

1. Einleitung

Wir werden uns im folgenden Beitrag einem Phänomen widmen, das – manche mögen meinen aus gutem Grund – gleichsam abseits textlinguistischer Aufmerksamkeit ein Schattendasein fristete bzw. gar keine Rolle spielte. Es geht uns um nicht, noch nicht und nicht mehr vorhandene Texte, die in verschiedenen Zusammenhängen für jeweils unterschiedliche Kommunikationsbeteiligte als ‚keine Texte‘ wahrgenommen werden. Keine Berücksichtigung finden demnach mancherlei Formen des Schweigens, die – vergleichbar mit fehlenden Texten – in verschiedener Weise an bestimmte Erwartungshaltungen geknüpft sind und somit situations- und wissensabhängig jeweils unterschiedliche Interpretationsräume eröffnen können (vgl. z. B. Lautenschläger 2021; Meise 1996; Schröter 2013; Schmitz 1990). Obschon ein Herausarbeiten von Unterschieden und Parallelen reizvoll wäre, wollen wir in diesem Beitrag (noch) darauf verzichten und uns auf nicht-geschriebene Leerstellen konzentrieren. Die Konzeption des Beitrages ist darauf ausgerichtet, sich versuchs- und schrittweise einem noch unbearbeiteten Feld zu nähern. Präsentiert werden neben einer theoretischen Hinführung einige Beobachtungen, die illustrieren sollen, in welchen Zusammenhängen Texte vermisst werden können, welche (nicht erfüllten) Erwartungen damit einhergehen und wie wir trotz fehlender Wahrnehmbarkeit dazu neigen, aus dem Fehlen bestimmter Texte kontextabhängig gewisse Schlüsse zu ziehen. Mitnichten vorgelegt wird demnach ein datenbasiertes, theoretisch und methodisch ausgereiftes Konzept. Vielmehr möchten wir durch unseren Beitrag zeigen, dass ein Blick über den (textlinguistischen) Tellerrand durchaus lohnend sein kann.

Um sich der von uns verfolgten Spur anzunähern, ist es aus unserer Sicht sinnvoll, einen kurzen Blick auf die in der Textlinguistik einschlägigen Bestimmungen des Phänomens „Text“ zu richten. In Anbetracht der unüberschaubaren Anzahl linguistischer Textdefinitionen, deren reine Aufzählung den Rahmen dieses Beitrages bei Weitem sprengen würde (vgl. dazu Klemm 2002), wollen wir einführend unser Augenmerk in Anlehnung an Fix (2018) auf die die Disziplin prägenden Denkstile richten, die infolge unterschiedlicher Perspektiven verschiedene Textbegriffe etabliert haben. Ulla Fix postuliert drei Etappen mit ihren je eigenen Sichtweisen (Fix 2018: 192–194):

1. Text als strukturelle Einheit
2. Text als kommunikative Einheit
3. Text als Diskurs-, Kultur- und Zeichenphänomen

In der ersten Etappe wurden zur Bestimmung des Gegenstandes rein innertextliche Merkmale grammatischer Art hinzugezogen. Ausgehend von Satzbildungsregeln wurden Texte als Folge von Sätzen begriffen. Im Fokus der Betrachtung standen „ausschließlich die syntaktisch-semantischen Beziehungen zwischen den

Sätzen“ (Brinker, Cölfen, Pappert 2018: 15). Im Gegensatz zu dieser Position ging man in der zweiten Etappe davon aus, dass Texte weitaus mehr darstellen als untereinander verknüpfte Sätze. Sie sind die „Grundeinheit sprachlicher Kommunikation“ (Fix 2018: 199) und stets eingebettet in mehr oder minder komplexe Situationen. In der kommunikativ-funktionalen Textbetrachtung wird Text definiert als „(komplexe) sprachliche Handlung, mit der der Sprecher oder Schreiber eine bestimmte Beziehung zum Hörer oder Leser herzustellen versucht“ (Brinker, Cölfen, Pappert 2018: 16). In der dritten Phase schließlich wird der Blick nochmals um einige Aspekte erweitert und vorrangig darauf gerichtet, „wie sich ein Text in seine Welt aus Texten, aus Wissen und Tatsachen einbettet und sie wiederum mitbestimmt“ (Fix 2018: 201–202). Neben Diskursgebundenheit und Kulturgeprägtheit rückt in dieser Phase auch die wahrnehmbare Materialität von Texten in den Fokus der Betrachtung. Ermöglicht wird somit ein genuiner Bezug zur Textwirklichkeit, indem nun „die jeweils aktuelle und empirisch zugängliche kommunikative Praxis“ (Linke, Ortner, Portmann-Tselikas 2003: XIV) relevant gesetzt wird. Damit treten auch Performanzphänomene wie die folgenden ins Blickfeld, die „an der Konstitution von Textsinn und an der Lenkung von Rezeption“ (Fix 2018: 206) in jedem Fall beteiligt sind:

- Texte sind in den meisten Fällen an einen (institutionalisierten) Ort gebunden, dessen (kulturell verfestigte) Bedeutung die Rezeption lenkt → „Lokalität“ (Fix 2008)
- Texte sind an Substanz gebunden, „auf oder in der die Schrift sinnlich wahrnehmbar (also nicht nur sichtbar, sondern häufig auch anfassbar) in Erscheinung tritt“ (Hausendorf et al. 2017: 89) → „Materialität“
- Texte sind auf technische Mittel zur Übertragung und Speicherung angewiesen → „Medialität“ (Fix 2008)
- Texte beruhen auf „formale[r] Sichtbarmachung und Gestaltung der sprachlichen Zeichen“ (Fix 2008: 344) → „Skripturalität“ (Hausendorf et al. 2017)
- Texte als „Sehflächen“ (Schmitz 2011) sind nicht reduzierbar auf sprachliche Anteile → „Multi-Modalität“

Die hier skizzierte Entwicklung der Textlinguistik zeigt die zunehmende „Weltzugewandtheit der Denkkollektive“ (Fix 2018: 208). Der Blick richtet sich so vom Text zur Textkommunikation, die „als sozialer Prozess auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen“ ist, die wiederum als solche analysiert werden können (Hausendorf et al. 2017: 8). Auf diese Weise rückt „Sprache als Praxis“ (Linke 2016) in den Fokus, d. h. für die so ausgerichtete Textlinguistik: „[m]an sieht einen Text über die Textgrenzen hinaus in einem mehrdimensionalen Netz außersprachlicher Beziehungen und Einbindungen“ (Fix 2018: 194).

2. Kleine Texte

Im Zuge einer „Hinwendung zur Phänomenologie der Welt der Texte“ (Hausendorf, Kesselheim 2008: 18) ist der Schritt zu den meist unscheinbaren, aber allgegenwärtigen (multimodalen) Kurztexten nachgerade folgerichtig. Dass derlei kleine Texte zum Gegenstand textlinguistischer Untersuchungen avancieren, belegen jüngst veröffentlichte Sammelbände (Berdychowska, Liedtke 2020, 2021; Daux-Combaudon, Larrory-Wunder 2020 mit einem eigenen Kapitel „Kurze Textformate“; Pappert, Roth 2021). Laut Heiko Hausendorf (2009) handelt es sich bei dieser Art von Texten um „Randerscheinungen von Textualität“. Die Etikettierung ‚Randerscheinung‘ bezieht sich dabei freilich nur auf einen prototypischen Textbegriff und weniger auf unseren kommunikativen Alltag. In jenem sind wir umzingelt von zahllosen „Nebenbei-Medien“ (Schmitz 2004: 100) – in aller Regel Träger der Randerscheinungen –, denen wir uns nie zur Gänze entziehen können. Es handelt sich hierbei um „semiotische Fetzen verschiedenster Art“ (Schmitz 1996: 13), die wir im Normalfall nur dann rezipieren, wenn sie unser Interesse wecken und/oder wir sie zu bestimmten Zwecken benötigen. Der Großteil solcher Texte ist angesichts der alltäglichen Betriebsamkeit und der allerorten zu beobachtenden Informationsüberflutung nicht nur kurz, sondern zunehmend auch multimodal (vgl. Schmitz 2016a: 31). Neben Bildern aller Art, Grafiken, figürlichen oder kartographischen Veranschaulichungen sind es vor allem Textdesign, Layout und Typografie, die „zur Übermittlung, Gliederung und ergonomischen Rezeptionserleichterung bei immens wachsenden Informationsmengen“ (Schmitz 2016b: 328f.) beitragen. Blickt man sich um, sieht man „[k]leine Texte überall“ (Schmitz 2021: 14), ob am gegenwärtigen Ort des Verweilens, auf der Straße, im Internet. Aufgrund dieser uns alltäglich begegnenden Textwirklichkeit erstaunt es kaum, dass Janich (2015: 44) einen Forschungsbereich „Kurztextforschung“ avisiert oder Schmitz (2021) für eine „[w]issenschaftliche Rehabilitation sehr kleiner Texte“ plädiert. Obgleich derlei Vorschläge in den textlinguistischen Ring geworfen wurden, muss man zum jetzigen Zeitpunkt (immer noch) einräumen, dass Kurztexte bis dato noch „kein in der Textlinguistik etablierter Untersuchungsgegenstand“ (Dürscheid 2016: 167) sind und auch hinsichtlich der das Phänomen bezeichnenden Ausdrücke offenbar noch Unsicherheit besteht (vgl. die Übersicht in Klug, Pappert 2020: 149–150). Nicht nur die unterschiedlichen Bezeichnungen spiegeln das Problem wider, dass die Erscheinungsformen, um die es geht, begrifflich schwer zu fassen sind. Das mag zum einen daran liegen, dass sie „quer zu jeder Textsortentypologie“ (Dürscheid 2016: 168) liegen. Zum anderen daran, wie man „kurz“ respektive „klein“ definiert. Hausendorf (2009) unterbreitet einen Vorschlag, der aus unserer Sicht die wichtigsten Eigenschaften hervorhebt und der zudem ermöglicht, die Eigenschaften „auf *allgemeine*

Merkmale sprachlich-textueller Erscheinungsformen [zu] beziehen“ (Hausendorf 2009: 14; Hervorhebung im Original). Das Attribut „kurz“ respektive „klein“ hat demnach „eine Vielfalt von Bedeutungen, in die verschiedene Faktoren hineinspielen, die zusammen so etwas wie die viel zitierte Wittgensteinsche Familienähnlichkeit ergeben“ (Hausendorf 2009: 6). Die von Hausendorf dargelegten Faktoren sind die folgenden:

- „Grösse: ‚kleine‘ Texte sind oftmals ‚klein‘ im Sinne von kleinräumig-überschaubar;
- Komplexität: ‚kleine‘ Texte sind oftmals ‚einfach‘ (und bestehen nur aus einem Wort, einem Satz oder einem ‚Spruch‘);
- Funktionalität: ‚kleine‘ Texte sind oftmals unmittelbar ‚praktisch‘, auf einen handgreiflichen Zweck bezogen;
- Gestaltung: ‚kleine‘ Texte sind oftmals sehr schablonenhaft und stereotyp (sodass man ihr Ende vorher sagen [sic!] kann);
- Anspruch: ‚kleine‘ Texte sind oftmals nicht sehr ambitioniert, ihre sprachliche Gestaltung ist in vielen Fällen unaufwendig.“ (Hausendorf 2009: 6).

Hinzuzufügen wären aus unserer Sicht noch folgende Aspekte:

- Multimodalität: ‚kleine‘ Texte sind oftmals multimodal, Bilder und Design ersetzen z. B. die fehlende Grammatik oder erzeugen Aufmerksamkeit (Schmitz 2016a);
- Kontextabhängigkeit: „Je eindeutiger der Kontext, desto kürzer der Text“ (Schmitz 2021: 24).

Bezogen auf den letzten Punkt gehört Indexikalität als „the property of the context-dependency of signs“ (Scollon, Scollon 2003: 3), d. h. „the ‚in place‘ meaning of signs and discourses“ (Scollon, Scollon 2003: 1) zu den Wesensmerkmalen kleiner Texte, vor allem solcher, denen wir als ortsgebundenen Zeichen im öffentlichen Raum begegnen (vgl. Domke 2013). Bedeutung und Funktion der mitunter sehr kleinen Texte erschließen sich in diesen Fällen immer durch die Zusammenführung von „Situation und Kontext [...], [die] als Lesbarkeitsressourcen konsequent auf Wahrnehmung einerseits und auf Vertrautheit andererseits [zu] beziehen [sind]“ und das „Gesamt der Wissensstrukturen vom Schema-, Frame-Format sowie insgesamt die ‚Weltkenntnis‘“ (Hausendorf et al. 2017: 71) umfassen. Festzuhalten bleibt demnach: Je eindeutiger und je vertrauter die Lektüresituation, desto kleiner der Text. Doch wann wird er zu klein? Oder anders formuliert: Was muss wahrnehmbar sein, um in den Verdacht geraten zu können, ein *Text* zu sein? So definiert Schmitz (2021: 18) „sehr kleine Texte“ als „kommunikative Minimaleinheiten, die höchstens einen grammatisch vollständigen Satz enthalten“, legt damit aber lediglich die ‚Obergrenze‘ fest. An anderer Stelle schlägt er vor, als Text gelte „jedes nach außen (z. B. durch ungefüllte Zeiten oder Flächen) abgegrenzte Zeichengebilde, das mindestens ein sprachliches Zeichen

enthält“ (Schmitz 2016b: 331). Noch einen Schritt weiter geht Weidacher (2021: 323), der neben anderen „Verfahren“ „mindestens ein symbolisches oder symbolifiziertes Zeichen“ zur Bedingung „minimaler Textualität“ erklärt.² Nun könnte man, und das wollen wir im Folgenden zeigen, diese semiotische Auslegung noch weiter zuspitzen, indem man beispielsweise gebauten Räumen (vgl. Hausendorf, Kesselheim 2013) oder Kommunikationsformen, die wahrnehmbar und kulturell verankert, also beschreibbar sind, verschiedene Bedeutungen und Funktionen zuweist. Hierbei könnte man z. B. an Eco's Bestimmung architektonischer Zeichen anschließen, der in eben diesen „*die Anwesenheit eines Signifikans, dessen Signifikat die Funktion ist, welche es ermöglicht*“, erkennt (Eco 1994: 304; Hervorhebung im Original). Selbst wenn man der Eco'schen Semiotik nicht folgen möchte, so stellen die von uns ins Auge gefassten kulturell verfestigten Veröffentlichungsorte zumindest Flächen für *Anzeichen* zur Verfügung, die zur Abduktion geradezu einladen (vgl. Ortner, Sitta 2003: 19).

3. Zu kleine Texte: „Ä“

Bei unserem ersten Beispiel handelt es sich um einen aus Rezipientenperspektive offensichtlich ‚fehlgeschlagenen‘ Tweet, den der sachsen-anhaltinische Ministerpräsident Reiner Haseloff am 18.03.2021 auf seinem Twitter-Account („Hier twittert der Ministerpräsident persönlich.“) veröffentlichte:



Abb. 1: Haseloff-Tweet³

Bei der Betrachtung der „Sehfläche des Postings“ sehen wir zwar eine Reihe von „Schaltflächen und Metadateninformationen“, aber keinen Text im „Textfeld“ (Dang-Anh 2019: 111), zumindest dann nicht, wenn man den oben referierten Definitionen von Schmitz und Weidacher folgt. Gleichwohl wurde die ‚Äußerung‘

² Ein symbolifiziertes Zeichen wäre beispielsweise die bildliche Darstellung einer rauchenden Zigarette, die konventionell an bestimmten Orten dafür steht, dass man hier noch rauchen darf.

³ <https://twitter.com/reinerhaseloff/status/1372601012914163720?s=03> (05.11.2021).

nicht nur auf der beliebten Microblog-Plattform selbst tausendfach kommentiert, geretweetet oder mit „Gefällt mir“-Angaben bedacht. Auch in den Massenmedien sorgte Haseloff für Aufmerksamkeit und vor allem für Spekulationen, und zwar darüber, was ihm beim Absetzen des Tweets wohl widerfahren sei oder ob der kryptische Buchstabe irgendetwas bedeute.⁴ Offenkundig handelte es sich um ein Versehen, dennoch ließ Haselhoff das verwirrende „Ä“ online und erntete damit von den Twitter-User*innen offensichtlich Zuspruch.⁵ Er selbst zeigte sich ob der ‚Interpretationen‘ seines irrtümlich versendeten Buchstabens überrascht:



Abb. 2: Haseloff-Reaktion⁶

In unserem Zusammenhang ist es aufschlussreich, wie ein offensichtlich zu kleiner Text viele dazu inspiriert, den nichtssagenden Buchstaben ‚auszubuchstabieren‘ (zur Textualität von Tweets vgl. Dang-Anh 2019: 117–124). Das mag zum einen an den Kommunikationsgepflogenheiten auf dieser Plattform liegen, die die Grice’schen Konversationsmaximen (Grice 1993) in aller Regel auszuhebeln scheinen. Zum anderen, und das ist hier wohl der entscheidende Punkt, wird das Haseloff’sche Malheur weitläufig dazu genutzt, um Vorstellungen und Vorurteile, die gespeist sind von (vermeintlichen) Erfahrungen und Erwartungen

⁴ Auf eine ähnliche Weise Aufmerksamkeit heischen wollte offenbar Bodo Ramelow, der thüringische Ministerpräsident, der in einer Art referentieller Intertextualität eine Woche später während einer Beratung von Bund und Ländern über neue Corona-Maßnahmen 279 „Ä“s via Twitter absetzte. Das brachte ihm innerhalb kürzester Zeit zwar gut 11.200 Likes ein, außerhalb des Twitter-Universums aber auch Kritik, ging es in der Sitzung wohl doch beispielsweise um mögliche Schließungen der Supermärkte über Ostern (vgl. <https://www.welt.de/politik/deutschland/article228949763/Ramelow-jagt-Haseloffs-Twitter-Rekord-AEAEAEAEAEAEAEAEAEAE.html> (05.11.2021)).

⁵ Zum Nachlesen: <https://www.spiegel.de/netzwelt/web/reiner-haseloff-warum-der-ministerpraesident-von-sachsen-anhalt-ein-ae-postete-a-3afe1474-80a9-43f9-8432-a3d6e576184f>; <https://www.sueddeutsche.de/panorama/reiner-haseloff-sachsen-anhalt-twitter-buchstabe-1.5240580>; <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/ae-haseloff-bekommt-tausende-likes-fuer-versehentlichen-tweet-17252825.html> (05.11.2021).

⁶ <https://twitter.com/reinerhaseloff/status/1372610227120566288> (05.11.2021).

mit und an öffentliche(n) Äußerungen von Politiker*innen, textuell zu materialisieren, und zwar in den meisten Fällen als mehr oder weniger gelungene Persiflage oder in Form hämischer Kommentare. Die folgenden Beispiele mögen diese Vertextungsversuche illustrieren:



Abb. 3: Kommentare (Auswahl)⁷

⁷ https://twitter.com/reinerhaseloff/status/1372601012914163720/retweets/with_comments (05.11.2021).

So wird ein vermeintlich fehlender Text – das „Ä“ war laut Haseloff ja nicht beabsichtigt – zumindest dazu benutzt, eine Art Anschlusskommunikation zu führen. Diese mag zwar auf verschiedene Aspekte, und eben nicht nur auf den fehlenden Text, Bezug nehmen, zeigt aber zugleich, dass wir offenbar dazu neigen, selbst kleinsten Fragmenten Sinn unterstellen zu wollen und den auf diese Weise ersonnenen – nicht nur in den dafür bekannten Sozialen Medien – in irgendeiner Form dann auch zu versprachlichen versuchen.

4. Keine Texte

Was heißt aber nun ‚keine Texte‘? Um das Phänomen überhaupt beschreibbar zu machen, wollen wir hier ‚keine Texte‘ zunächst einmal vorläufig als ‚fehlende Texte‘ definieren. Texte, und das zeigte nicht nur die Corona-Zeit, können allenthalben fehlen. Die Frage, die uns umtreibt, ist, welche Texte fehlen unter welchen Umständen wem, warum und mit welchen Folgen? So können beispielsweise Texte fehlen, wenn diese von potenziellen Autor*innen zwar in irgendeiner Weise angekündigt, aber nicht geliefert werden. Das kann an sogenannten Schreibblockaden liegen oder aus (werbe-)taktischen Gründen erfolgen. In der Literatur(wissenschaft) kennt man beispielsweise das Phänomen, dass Schriftsteller*innen seit jeher aus unterschiedlichen Motiven heraus ganz bewusst auf die Veröffentlichung von Werken verzichten (Pontzen 2000). Oder aber, keine/r der für ein bestimmtes Thema in Frage kommenden Autor*innen geht das Wagnis ein, einen Text zu diesem – häufig gesellschaftlich relevanten, aber kontrovers diskutierten – Gegenstand zu verfassen. Auch kennen wir Situationen, in denen Texte institutionell eingefordert, aber nicht geliefert werden, beispielsweise die persönlichen Steuerunterlagen von Donald Trump. In den genannten Fällen kann man mitunter (Schriftsteller*innen) oder sogar mit Sicherheit (Trump) davon ausgehen, dass die verlangten Texte zwar vorhanden sind, diese aber nicht ausgehändigt werden. So sind es in erster Linie die Rezipient*innen in spe, die über ‚keine Texte‘ klagen – seien es die Verleger*innen, hoffnungsfrohe Leser*innen, der US-Kongress oder die ganze Gesellschaft. Ein wenig anders stellt sich das Problem ‚keine Texte‘ im Wissenschaftsbetrieb dar. Obschon auch hier Herausgeber*innen oder Verlage die fristgerechte Abgabe angekündigter Texte herbeisehnen, sind es doch vor allem die schreiben Wollenden/Müssenden, die sich im Zuge des zunehmenden Publikationsdrucks ‚keine Texte‘ einfach nicht leisten können und infolge des fehlenden Produkts Unbehagen verspüren. In solchen Fällen kann man aber davon ausgehen, dass die potenziellen Autor*innen zumindest über vage Vorstellungen – seien sie auch noch so bruchstückhaft – oder über bereits mehr oder weniger konturierte Konzepte – musterbezogene

„textuelle Repräsentationen“ (Weidacher 2004: 52) – verfügen, die (nur noch) einer Materialisierung bedürf(t)en.⁸ Man könnte sicherlich noch eine Reihe solch ungeschriebener Texte hinzufügen.⁹ Für sie alle würde gelten, dass sie zumindest aus der Perspektive der potenziell Empfangenden insofern nicht existieren, als sie sinnlich nicht wahrnehmbar sind und sich somit nicht nur der Rezeption, sondern auch einer linguistischen Beschreibung entziehen. Genau Letzteres wollen wir dennoch tun, d. h. wir werden zeigen, dass auch ‚keine Texte‘ unter bestimmten Umständen durchaus Bedeutungsangebote vermitteln, die wir wissens- und erfahrungsbasiert inferieren, und zwar einerseits in Abhängigkeit von der konkreten Lektüresituation und andererseits im Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlich relevanten Diskursen.

4.1. Lokalität und Vertrautheit: Keine Texte an gewohnten Orten

Wir haben eben darauf verwiesen, dass Wahrnehmbarkeit die wohl entscheidende Grundvoraussetzung für Textualität bzw. Lesbarkeit darstellt. Spätestens seit Fix (2008) wissen wir, dass die die Wahrnehmbarkeit ermöglichenden nicht-sprachlichen Faktoren „Medialität, Materialität, Lokalität“ wesentlichen Anteil am Textverstehen haben. Auch Hausendorf et al. (2017: 84–96) betonen – wenn auch teilweise abweichend benannt – den Stellenwert dieser Aspekte und fassen diese unter die Kategorie „Lesbarkeitsquellen“. Darüber hinaus postulieren sie als weitere Lesbarkeitsquelle die „Vertrautheit“ (Hausendorf et al. 2017: 96–105). Im Folgenden werden wir anhand ausgewählter Beispiele zeigen, in welcher Weise insbesondere die Lokalität und die Vertrautheit es ermöglichen, auch aus nicht vorhandenen Texten Sinnhaftigkeit zu generieren. Zur besseren Nachvollziehbarkeit unserer Überlegungen sollen zuvor die genannten Beschreibungsdimensionen kurz definiert werden. So fasst Fix (2008) den konkreten Ort der Veröffentlichung unter *Lokalität*. Jener „institutionalisierte – kulturell verfestigte – Ort, an dem eine Mitteilung publiziert wird, hat auch eine – kulturell verfestigte – Bedeutung“ (Fix 2008: 345), und zwar insofern, als bestimmte Orte jeweils bestimmte Text- bzw. Textsortenerwartungen prädisponieren. Dass jene

⁸ Von solchen teils sehr spezifischen kognitiven Konzepten zu unterscheiden sind andere ‚Texte im Kopf‘, die als Spuren Bestandteil des kollektiven Wissens und auf vielfältige Weise aktualisierbar sind. Adamzik (2008) spricht in diesem Zusammenhang vom „virtuellen Text“, bei dem es in erster Linie um „die Kenntnis des Inhalts“ und weniger „um die materielle Realisierung [oder den] Wortlaut“ geht (Adamzik 2018: 41). Die besten Chancen, im Langzeitgedächtnis behalten zu werden, haben kleine Texte (bspw. Sprichwörter). Bei größeren Texten, in der Regel Bücher, „bleibt wörtlich vielleicht gerade einmal der Titel im Langzeitgedächtnis, daneben aber möglicherweise sehr wohl das Format, das Gewicht oder die Farbe“ (Adamzik 2018: 41).

⁹ Darüber hinaus gibt es auch Fälle, die per Textsortenkonvention zu einem bestimmten Zeitpunkt ‚keine Texte‘ sind, weil sie ihre Funktion (noch) nicht erfüllen, da die sie konstituierenden Bestandteile, die die Mitarbeit der ‚Lesenden‘ erfordern, (noch) fehlen, etwa leere Teilnahmelisten, Gäste- oder Kondolenzbücher etc.

Erwartungen immer auch an Erfahrungen gekoppelt sind, findet seinen Niederschlag in der Textualitätsquelle¹⁰ *Vertrautheit*. So weisen Hausendorf und Kesselheim (2008: 35) darauf hin,

dass es ein spezielles Textwissen gibt, das aus unserer Vertrautheit mit bestimmten Textwelten und -kulturen hervorgeht und das voraussetzungsreicher und spezialisierter ist als die Vertrautheit mit der Muttersprache und die Vertrautheit mit den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen von Schrift. [...] Vertrautheit als Textualitätsressource schließt nicht nur Wissen, sondern auch Vorstellungskraft und Phantasie mit ein.

Aktiviert und aktualisiert wird das vertrautheitsabhängige Vorwissen jeweils in der konkreten Lektüresituation. Dazu bedarf es nur eines kleinen Impulses, so reicht es oftmals, wenn wir „in etwas möglicherweise Unscheinbarem einen Lesbarkeitshinweis entdeck[en]“ (Kesselheim 2018: 39, Anm. 21). Was Lokalität und Vertrautheit zum Verständnis fehlender Texte beitragen, soll nun an drei Beispielen skizziert werden.

a) Kein Text im Fachbuch

Im Sammelband von Pappert und Roth (2021) gibt es einen Epilog (Roth, Pappert 2021), der aus einer unbeschriebenen Seite besteht. Verfassernamen und Überschrift sowie der durch dünne Linien visualisierte Satzspiegel deuten darauf hin, dass es sich bei dem fehlenden Text nicht um ein drucktechnisches Versehen handeln kann. Durch diese doppelte Rahmung wird offenkundig zumindest ein Lesbarkeitsverdacht erzeugt, d. h. man soll auf die Idee kommen, dass es auf dieser Seite etwas zu lesen geben könnte (vgl. Hausendorf et al. 2017: 45). Was will die mit den genannten Hinweisen versehene, leere Seite aber zu verstehen geben? Nun ist die Kommunikationsform *Buch* im Allgemeinen ja bereits ein institutionalisierter Ort im Sinne der Fix'schen Lokalität. In diesem speziellen Fall handelt es sich zudem aber um ein textlinguistisches Fachbuch, das an ein bestimmtes Adressat*innenspektrum gerichtet ist. Und dieses Buch versammelt Beiträge, die sich mit kleinen Texten auseinandersetzen. Stellt man in Rechnung, dass solch ein Fachbuch „*Bedingung für eine Textsorte an sich*“ (Fix 2008: 350; Hervorhebung im Original) ist, nämlich den wissenschaftlichen Aufsatz, mit dem die Rezipient*innen in der Regel vertraut sind, und man den Autoren eine Intention zutrauen darf, *muss* der unsichtbare Text etwas bedeuten. Das heißt in dem Fall,

¹⁰ Hausendorf und Kesselheim (2008) sprechen noch von Textualitätsquellen; bei der von Hausendorf et al. (2017) entworfenen Konzeption von Textkommunikation firmieren diese unter der Bezeichnung „Lesbarkeitsquellen“.

dass der geneigte Leser/die geneigte Leserin durch die leere Fläche dazu veranlasst wird, den Sinn und Zweck eben dieser zu entschlüsseln.¹¹ Ausgangspunkt der Dekodierung ist der Ort der Publikation mit den ihm eigenen Anhaltspunkten. Eine der Intention der Autoren nahekommende Interpretation ist darüber hinaus geknüpft an die Lektüre der Beiträge des Bandes, insbesondere des ersten (Schmitz 2021) und letzten (Weidacher 2021), die oben im Zusammenhang mit den Definitionen kleiner Texte bereits erwähnt wurden. Dann nämlich wird (re-)konstruierbar, dass mit dem fehlenden Text die zuvor entworfenen Konzepte insofern ‚radikalisiert‘ werden, als ‚textlos‘ präsupponiert wird, dass Textualität mitunter auch ohne textgebundene wahrnehmbare Zeichen erzeugt werden kann.

b) Keine Texte im Schaukasten

Wohl den meisten unter uns ist folgende Lektüresituation aus den letzten Monaten nicht unbekannt:



Abb. 4: Universitätsflur in Essen im März 2021

Es handelt sich hier um einen (Informations-)Schaukasten, gänzlich befreit von dem, was er im Normalfall beherbergt. Auch dieser Schaukasten ist ein

¹¹ Eine im Übrigen durchaus vertraute Aufgabe in der Kommunikation, man denke nur an die konversationellen Implikaturen nach Grice (1993). So werden im vorliegenden Fall fast all seine Maximen (nur zur Qualität lässt sich nichts sagen, obschon Wahrhaftigkeit unterstellt werden darf) verletzt, zumindest auf den ersten Blick.

institutionalisierter Ort. Der Unterschied zum Buch besteht hauptsächlich darin, dass Schaukästen ortsgebunden sind und mitunter Textsorten verschiedener Art zur Schau gestellt werden. In solchen Fällen ist der Publikationsort immer auch der Lektüreort, d. h. falls Texte vorhanden wären, wären sie während ihres Verbleibs im Kasten ortsgebunden, wohingegen das oben erwähnte Buch an allen Orten der Welt gelesen werden kann. Ein solcher Textsammlungs-Träger legt im Normalfall eine „plausible, erwartbare und gleichsam ‚natürliche‘ Benutzbarkeit“ (Hausendorf, Kesselheim 2013: 21) nahe, die im vorliegenden Fall offenkundig gestört ist. Gleichwohl wird durch die Leere „die Benutzbarkeit als Grundbedingung von Kommunikation mit und durch Architektur (inklusive Mobiliar)“ (Hausendorf, Kesselheim 2013: 25) nicht außer Kraft gesetzt. D. h., selbst wenn man diesen Textsammlungs-Träger nicht als Zeichen auffassen will, so stellt er zumindest – sozusagen als Anzeichen – einen kulturell geprägten und vertrauten Ort zur Verfügung, der eine bestimmte Form von Kommunikation erwartbar macht.¹² So ist in unserem Beispiel vertrauheitsabhängig wahrnehmbar, dass sich der Kasten innerhalb eines Universitätsgebäudes befindet (die Beschriftung der Tür im Hintergrund liefert die entsprechenden Hinweise).¹³ Ebenfalls sichtbar ist, dass es sich nicht um ein Schwarzes Brett für jedermann handelt, sondern um einen abschließbaren Glaskasten, der ein unberechtigtes Aufhängen von Texten verhindert (vgl. Kesselheim 2018: 23). Aus diesen situativen Faktoren kann man schließen, dass in normalen Zeiten hier aller Wahrscheinlichkeit nach hochschulöffentliche Bekanntmachungen ausgehängt werden sowie welche Textsorten dabei zu erwarten sind. Letztere werden gleichsam ‚mitgedacht‘, wenn auch nur als ‚Muster im Kopf‘, d. h., man weiß, dass an diesem Ort vorrangig Veranstaltungen unterschiedlichster Art (Seminare, Vorträge, Kolloquien) angekündigt oder Prüfungsergebnisse veröffentlicht werden. In Lockdown-Zeiten nun ist der abgebildete Kasten zwar augenfällig entbehrlich, aber nicht ohne Bedeutung, denn er spiegelt die gegenwärtige Wirklichkeit (nicht nur) an der Universität wider. Dadurch, dass keine Texte hängen, wird ja nichts anderes ‚mitgeteilt‘, als dass es keine im üblichen Rahmen stattfindenden Veranstaltungen oder sonstige Geschehnisse gibt, über die informiert werden könnte oder sollte bzw. aufgrund der Situation kein Publikum auf den verwaisten Universitätsfluren erwartet wird, das sich an diesem Ort informieren möchte oder aufgrund diverser Regelungen sogar daran gehindert wird. Auf diese Weise liefert der leere Textsammlungs-Träger

¹² Auer (2010: 276) zeigt am Beispiel eines mobilen *Achtung Rutschgefahr*-Aufstellers, dass dieser im Falle einer „außer Betrieb“-Setzung seine Indexikalität zwar vorübergehend einbüßt, aber als Anzeichen „immer noch ein Verweispotenzial [aufweist]: wir wissen, was es bedeuten würde, wenn es in Betrieb wäre“.

¹³ Einen Einblick in die Textwelt von Universitätsgebäuden liefert Hausendorf (2022).

sehr wohl Informationen, und seien es auch nur die, dass Corona das Hochschulleben vor Ort lahmgelegt hat und somit auch die in Normalzeiten zur Informationsvermittlung genutzten Objekte ‚außer Betrieb‘ sind. Hinzu kommt, dass die leeren Kästen bei dem einen oder der anderen auch Emotionen – von Erleichterung bis Schwermut – auslösen können, gerade weil man weiß auf weiß sieht, dass nichts passiert, zumindest nichts, was auf analogem Weg für die analoge Welt mitgeteilt werden müsste.

c) Keine Texte an Lichtmasten

Unser drittes Beispiel im Zusammenhang mit Lokalität und Vertrautheit ist nochmals ein wenig anders gelagert. Es handelt sich dabei um folgendes Phänomen:



Abb. 5: Essen: Kommunal-Wahlkampf im September 2020

Was wir sehen, ist im Vordergrund ein Lichtmast mit mehreren Kabelbindern, im Hintergrund ein Großflächenwahlplakat sowie ein anderer Lichtmast mit mehreren kleineren Wahlplakaten. Genau dieser Hintergrund ist es, der die vorliegende Situation interpretierbar macht. So sind Lichtmasten temporäre

institutionalisierte Kommunikationsorte, die in Wahlkampfzeiten mitunter nahezu exzessiv als Textträger für Wahlplakate genutzt werden. Bisweilen werden diese aber von mehr oder weniger verdrossenen Passant*innen nicht nur mittels diverser Praktiken verfremdet, sondern mitunter auch gänzlich entwendet (vgl. Michel, Pappert 2018: 15). So legen in der dargestellten Situation die Kabelbinder eine Spur, auf deren Basis aufmerksame Betrachter*innen trotz oder gerade wegen des fehlenden Textes Schlüsse hinsichtlich der Bedeutung und Funktion der offensichtlichen Leerstelle ziehen können. Sie benötigen dazu nur die vorhandenen Anzeichen, nämlich die Kabelbinder, und das Wissen um den gegenwärtigen Wahlkampf, worauf ja die im Umfeld hängenden Plakate deuten. Vertrautheitsabhängig sind mehrere Interpretationen denkbar. Eine mehr oder weniger zufällig sich am Ort befindende Person kann aus dem fehlenden Text zumindest schließen, dass hier jemand bewusst ein Wahlplakat entfernt hat, um seinen wie auch immer gearteten Unmut zu äußern. Eine Person hingegen, deren Arbeitsweg am Mast vorbeiführt und die weiß, welches Plakat an jenem vormals hing, wird annehmen können, dass der oder die Missmutige mit dem Entfernen des Plakats eine ganz bestimmte Partei treffen wollte.¹⁴ Somit wird auch die fehlende Lesefläche zum Zeichen, d. h. kein Text, aber trotzdem entsteht eine Bedeutung, und zwar durch das Fehlen des Textes. Dabei spielt es keine Rolle, welche Motive tatsächlich zum Abreißen führten, denn es geht uns nur darum zu zeigen, dass in bestimmten Situationen auch für ‚keine Texte‘ zutrifft, was Hausendorf et al. (2017: 58) für Lesbarkeitshinweise postulieren, nämlich dass diese „erklären, dass und wie durch Texte und mit Texten bestimmte Lesarten und -weisen möglich und hochgradig wahrscheinlich gemacht werden können“.

An den gezeigten Beispielen kann man erkennen, dass unter gewissen Umständen ‚keine Texte‘ mitunter einiges zu sagen haben. Abhängig von Lokalität und Vertrautheit erlauben sie einerseits Rückschlüsse auf die konkrete Kommunikationssituation, andererseits verweisen sie auf die außersprachliche Welt und somit immer auch auf die jeweils aktuelle sprachliche Praxis, in der sich die Wirklichkeit kommunikativ widerspiegelt. Beides ist reflexiv zu denken, d. h. die jeweiligen Kontexte sind den nicht vorhandenen Texten ‚eingeschrieben‘, gleichzeitig verweisen die fehlenden Texte indexikalisch sowohl auf die lokale (z. B. keine Veranstaltungen am Ort XY) als auch die globale Situation (z. B. Corona lässt das soziale Leben brachliegen). So sind unter bestimmten Voraussetzungen auch ‚keine Texte‘ kontextgeprägt *und* kontextprägend (zum „Text als Faktor

¹⁴ Vergleichbares gilt für entfernte Graffiti, auch wenn hier die Transgressivität, die sich im Abreißen der Plakate manifestiert, beim Übermalen der Graffiti gleichsam unsichtbar gemacht werden soll: „The nonexistence of a given semiotics has an inherent practical potential to become yet another semiotics.“ (Karlander 2019: 213)

des Nichtsprachlichen“ (vgl. Spitzmüller 2022). Darüber hinaus können wir ob der nicht vorhandenen Texte vielleicht auch etwas über unser Textsortenwissen erfahren. Wie im sonstigen Leben gilt nämlich auch hier: Im kommunikativen Normalfall verlassen wir uns meist auf unsere erfahrungsbasierten Routinen. Erst wenn etwas unseren Erwartungen zuwiderläuft, denken wir darüber nach, was die ansonsten reibungslose Kommunikation gestört haben könnte oder was zu deren Gelingen fehlt. In unserem Fall beispielsweise: Was für Texte hingen gleich nochmal in Schaukästen?

4.2. Keine Texte als diskurssemantische Negative

Der Zugriff über Lokalität und Vertrautheit führt also systematisch auf solche Fälle, in denen keine Texte dadurch beschreibbar werden, dass die Funktionalität des Fehlenden (einschließlich dafür prototypisch geeigneter Textsorten, Texturheber, Textrezipienten, Materialien und Formate) erfassbar ist. Daneben nehmen wir noch einen weiteren Fall an, in dem diese Aspekte zwar eine Rolle spielen können, im Vordergrund aber etwas anderes steht: nicht eine nicht materiale, lokale oder mediale Lücke, sondern eine *semantische* Leerstelle. Auf satz- und textsemantischer Ebene ist das Phänomen semantischer Leerstellen, die vom Rezipienten zumindest tentativ gefüllt werden müssen, um Sinn zu generieren, in der Linguistik gut bekannt und kann zum Beispiel mit dem Konzept der Isotopie (vgl. u. a. Heinemann, Heinemann 2002: 72–74) erfasst werden. Uns geht es hier aber nicht um die semantische Leerstelle *im* Text, sondern um den fehlenden Text selbst als semantische Leerstelle, also im engeren Sinne um eine *diskurssemantische* Leerstelle. Indem Diskurse aber ihrer Natur nach nicht an Orte, Materialien oder Medien gebunden sind – anders als ihre konkrete Realisation, die sie der Analyse überhaupt erst zugänglich macht (vgl. Roth 2015) – fallen diese als Grundlage für die Annahme weg, dass dort, wo kein Text ist, auch Text fehlt. Man bleibt auf die Analyse des Diskurses selbst angewiesen. Wir wollen dies wiederum an drei Beispielen erläutern, wobei wir uns schrittweise von der Relevanz, die Lokalität und Vertrautheit jeweils haben, entfernen werden.

a) Kein Text in der Zeitung

Am 19. September 2021, mitten im laufenden Bundestagswahlkampf, druckte die „BILD am SONNTAG“ eine nahezu leere Seite. Auf ihr gab es lediglich eine Überschrift, einen kurzen Header und eine Fußnote am unteren Rand:

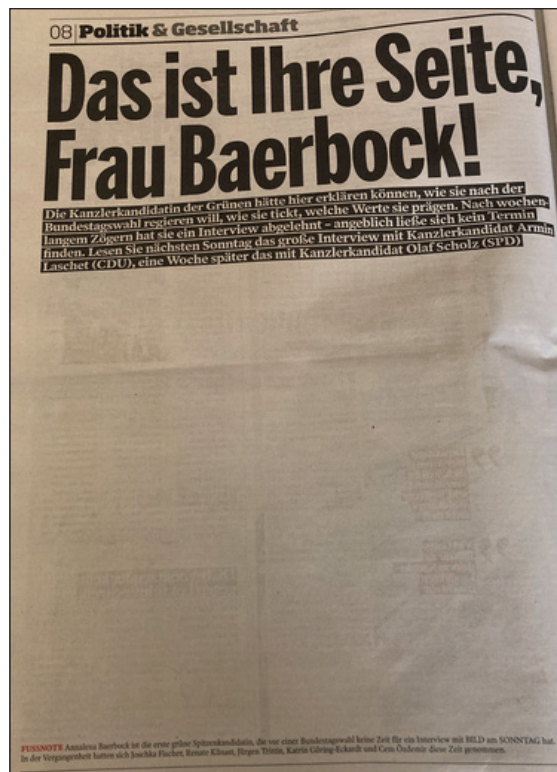


Abb. 6: BamS vom 19.09.2021, S. 8

Auf dieser Seite findet sich nun fraglos nicht *kein* Text, aber – so könnte man unter Bezug auf das, was wir zu Haseloffs Tweet festgestellt hatten – doch *zu wenig* Text. Dieses ‚zu wenig‘ ergibt sich in diesem Fall aus der Tatsache, dass das Freilassen einer nahezu kompletten Zeitungsseite nicht nur (scheinbar) eine erhebliche ökonomische Ressourcenverschwendung, sondern eben auch einen Erwartungsbruch darstellt.¹⁵ Es ließe sich also zunächst einmal durchaus auf Lokalität und Vertrautheit bei der Beschreibung des fehlenden Textes verweisen. Das Beispiel entspräche in diesem Fall dem „Epilog“ in der wissenschaftlichen Publikation, der aus einem leeren Rahmen besteht und bei dem der Leser aus seiner gebrochenen Erwartung einer textuellen, sprachlich realisierten Ausführung Schlüsse ziehen muss.

¹⁵ Vielsagend ist dabei mit Blick auf die besondere kommunikative Kraft, die fehlende Texte entfalten können, dass am folgenden Tag nahezu alle Medien über diese BamS-Seite berichtet haben (vgl. z. B. <https://www.sueddeutsche.de/politik/wahlen-bild-am-sonntag-leere-seite-statt-baerbock-interview-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-210905-99-100051>, 27.01.2022).

Anders als in jenem Fall wird nun aber die leere Seite in der „BILD am SONNTAG“ eben nicht allein durch eine vorhandene materiale oder mediale Struktur (die Seite mit Rahmenlinie und – semantisch unterspezifizierter! – Überschrift) gerahmt, die nur Hinweise auf Textsorte und Funktion geben kann, sondern durch drei ‚kleine Texte‘ in gewisser Weise ‚ergänzt‘: zum einen durch die Überschrift:

Das ist Ihre Seite, Frau Baerbock,

zum zweiten durch den Header:

Die Kanzlerkandidatin der Grünen hätte hier erklären können, wie sie nach der Bundestagswahl regieren will, wie sie tickt, welche Werte sie prägen. Nach wochenlangem Zögern hat sie ein Interview abgelehnt – angeblich ließe sich kein Termin finden. Lesen Sie nächsten Sonntag das große Interview mit Kanzlerkandidat Armin Laschet (CDU), eine Woche später das mit Kanzlerkandidat Olaf Scholz (SPD).

und schließlich durch die für eine Boulevardzeitung eher ungewöhnliche „Fußnote“:

FUSSNOTE (sic!): Annalena Baerbock ist die erste grüne Spitzenkandidatin, die vor einer Bundestagswahl keine Zeit für ein Interview mit BILD am SONNTAG hat. In der Vergangenheit hatten sich Joschka Fischer, Renate Künast, Jürgen Trittin, Karin Göring-Eckardt und Cem Özdemir diese Zeit genommen.

Anders als es die durch das Layout arrangierte Sehfläche suggeriert, enthält die Seite also durchaus recht viel Text. Die Redaktion wollte augenscheinlich einen eigenen Text von nicht unerheblicher Länge abdrucken, gleichzeitig aber visuell eben auch einen *fehlenden* Text sichtbar machen. Sie erreicht dies zum Beispiel durch die gerade für diese Zeitung ungewöhnlich kleine Schriftgröße der „Fußnote“. Der redaktionelle Text ist in sich durchaus kohärent und entwickelt in drei Schritten den Vorwurf eines ungebührlichen Verhaltens von Annalena Baerbock der BamS und – das darf im Selbstverständnis der Zeitung wohl mitgedacht werden – damit auch den lesenden Bürgerinnen und Bürgern gegenüber (*Überschrift*: Wir haben A.B. wie allen anderen Kandidaten Ressourcen angeboten – *Header*: Sie hat die Chance, sich zu präsentieren, anders als ihre Konkurrenten ausgeschlagen – *Fußnote*: Das Verhalten der Vorgängerinnen und Vorgänger von A.B. beweist, dass dies ungehörig ist.)

Dieser realisierte Text ist also primär ein ganz eigenes Kommunikat, das des fehlenden Textes nicht bedarf, um für sich sinnhaft zu sein. Das heißt umgekehrt auch, dass es den fehlenden Text, zu dem die grüne Kandidatin als Interviewte

selbst ja den Großteil der Textmenge hätte beisteuern müssen, natürlich keineswegs ersetzen kann. Dennoch erfüllt er gleichzeitig doch auch eine Funktion in Bezug auf diesen fehlenden Text, indem er – am deutlichsten im Header – gewissermaßen so etwas wie einen ‚semantischen Umriss‘ konstruiert. Die Hinweise auf die gewünschte Urheberin sowie auf ein Repertoire an möglichen inhaltlichen Aspekten des Textes und schließlich der auf seine Einbettung in eine Interviewserie konstituieren selbst höchst relevante Aussagenaspekte des fehlenden Texts. Man könnte die Aussage der Collage aus realisiertem und fehlendem Text auf der Seite damit – nur scheinbar paradox – so formulieren: Auf der Seite findet sich kein Text – und dieser handelt von den politischen Positionen, Vorhaben und Ansprüchen der grünen Kandidatin. Damit aber ist in diesem Fall deutlich mehr als in den zuvor beschriebenen Beispielen vorhanden, sind doch diese politischen Positionen, Vorhaben und Ansprüche zumindest in ihren Grundzügen aus den vielfachen, sehr wohl realisierten anderen Texten von der und über die Kandidatin, aus dem existierenden Diskurs also, mehr oder minder rekonstruierbar. Es nicht zu gewagt zu behaupten, dass zumindest ein politisch interessierter und informierter Leser große Teile der fehlenden Textinhalte hätte formulieren können. Das ist durchaus bedeutsam: Anders als dort, wo nur Lokalität und Vertrautheit das Potenzial zur Identifikation fehlenden Texts bieten, kann damit in Fällen wie diesem nämlich davon gesprochen werden, dass in ihnen nicht nur (wie etwa bei der leeren Aushangwand) die ausbleibende Kommunikation wahrgenommen werden kann, sondern zumindest partiell durchaus Kommunikation stattfindet.¹⁶

b) Kein Text im Ratgeber

Kein Text kann aber durchaus auch so deutlich eine Textbotschaft realisieren, dass ‚semantischer Umriss‘ schon eine Untertreibung wäre. Ein eindrückliches Beispiel hat der britische Autor von Selbsthilfe-Ratgebern Allen Carr geliefert. In seinem Bestseller *Endlich Nichtraucher* aus dem Jahr 1992 werden einerseits

¹⁶ Diese kommunikative Strategie ist übrigens keineswegs eine Erfindung des modernen Boulevardjournalismus. Ein berühmtes historisches Beispiel ist das zu Beginn des 16. Jahrhunderts um Kaiser Maximilian I. herum entstandene Versepos *Theuerdank*, in dem sich kurz vor Schluss drei leere Seiten finden. Da der zeitgenössische ökonomische Wert jeder einzelnen Seite noch deutlich größer war als heute, erscheinen produktionsbedingte Gründe, die von der Nachwelt auch erwogen wurden, in diesem Fall eher unwahrscheinlich. Weil es zudem im realisierten Text zahlreiche Hinweise darauf gibt, welche Episode des Plots auf diesen Seiten ungeschrieben geblieben sein könnte, haben sich im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Theorien dazu entwickelt, wie diese auf den leeren Seiten auszuformulieren wäre. Alle beziehen sich dabei auf die Muster und typischen Aussagen verschiedener historischer Diskurse, die als ‚semantischer Umriss‘ dienen (vgl. Reich 2018). (Für den Hinweis auf den *Theuerdank* danken wir – ebenso wie für den auf das folgende Beispiel b) – Norbert Kössinger.)

die Vorteile des Nicht-Rauchens aufgelistet und deutlich gemacht, es findet sich aber im Stil einer Pro-Contra-Erörterung – also einem konventionellen Textmuster folgend – auch eine Seite zu den Vorteilen des Rauchens. In Variationen, von denen wir eine hier abbilden – wurde diese Seite in der Folge auch in der Online-Werbung zu auf Carrs Methode aufbauenden Nichtraucher-Seminaren aufgegriffen – nicht obwohl, sondern *weil* sie neben der Überschrift ‚keinen Text‘ enthält:

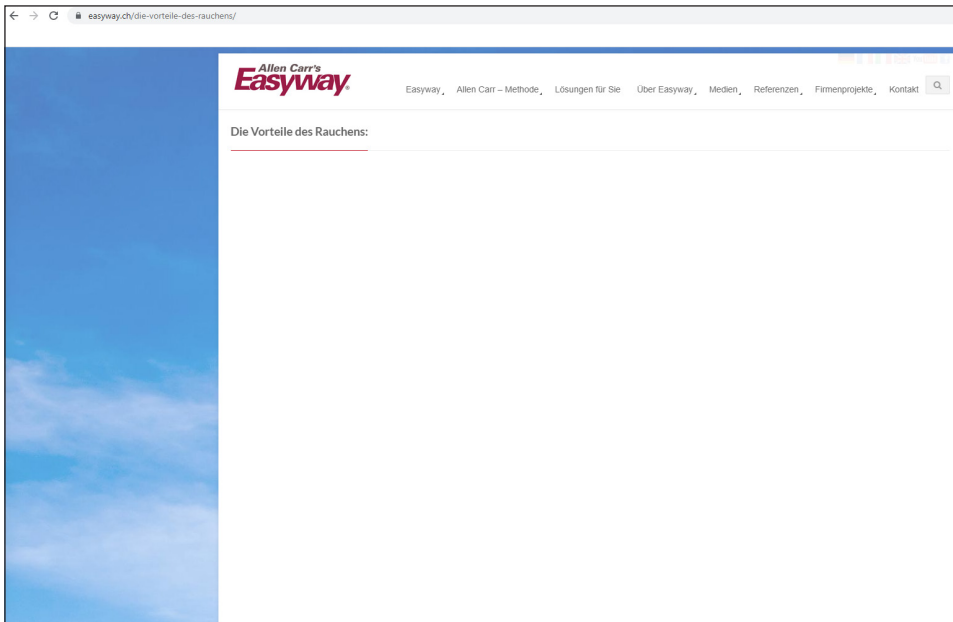


Abb. 7: „Vorteile des Rauchens“ nach Allen Carr¹⁷

Die Implikatur – Rauchen *hat* keine Vorteile – dürfte keinem Rezipienten schwerfallen. Das erscheint auf den ersten Blick selbstverständlich, erweist sich bei näherer Betrachtung aber als durchaus erklärungsbedürftig. Schließlich darf man davon ausgehen, dass diese semantische Eindeutigkeit des fehlenden Texts keineswegs zu allen Zeiten und in allen kulturellen Kontexten gegeben war und ist. So sind ja ‚Vorteile‘ des Rauchens wie Genuss oder Geselligkeit durchaus denkbar, sodass der fehlende Text hier prinzipiell durchaus das Potenzial hat, für Irritation zu sorgen. Dass hier dennoch kein Text nötig ist – oder in unserem Sinne: ‚kein Text‘ ausreicht –, um eine Aussage ohne jede Ambiguität zu generieren, liegt offenbar daran, dass diese Aussage Mustern des Diskurses entspricht, in den sie sich einordnet und der eben geprägt ist von einer systematisch negativen Bewertung des Rauchens. Damit ist es auch hier letztlich ein diskurssemantischer

¹⁷ Quelle: <https://www.easyway.ch/die-vorteile-des-rauchens/> (28.01.2022).

Umriss – wenn auch einer von besonderer Klarheit –, der die Funktionsweise des fehlenden Texts begründet. (In diesem Fall ließe sich sogar von einem ‚dispositivsemantischen Umriss‘ sprechen, denn relevant ist hier nicht nur ein Kosmos realisierter *sprachlicher* Texte, sondern zum Beispiel eben auch kollektive *Praktiken* wie die Existenz ebensolcher Nichtraucher-Ratgeber und -kurse.)

c) Fehlende literarische Texte

Wir wollen abschließend noch einmal auf den Fall zurückkommen, in dem Literaten ‚keine Texte‘ produzieren. Allerdings geht es uns hier weniger um einzelne, konkrete Schriftstellerinnen und Schriftsteller, von denen ein Text – zum Beispiel, weil sie ihn angekündigt haben – erwartet wird, der dann aber ausbleibt. Von Interesse ist vielmehr der Fall, in dem sich Feuilleton-Diskussionen, unter Umständen über Jahre und Jahrzehnte hinweg, darum entspinnen, ob und, wenn ja, inwiefern dem literarischen Kanon insgesamt ein bestimmter literarischer Text fehle. Ein eindrückliches Beispiel dafür ist die über lange Jahre in der deutschsprachigen Literaturkritik geführte Klage, dass man seit Langem auf den großen „Wenderoman“ warte – die freilich korrespondiert mit der Leugnung dieses Desiderats und nicht selten der erklärten Ablehnung dieses ‚Labels‘, vor allen Dingen durch zeitgenössische Literaten und Literatinnen selbst.¹⁸

Dass hier fehlender Text wahrgenommen wird, steht außer Frage, obwohl es in diesem Kontext vordergründig ja um die Frage zu gehen scheint, *ob* hier überhaupt (ein) Text fehlt. Schließlich scheinen auch diejenigen, die die Klage nicht teilen, durchaus zu wissen, wo von ihren Kontrahenten mangels Text eine Leerstelle gesehen wird, sonst wäre die entsprechende Diskussion widersinnig und würde kaum so vital geführt. In zweierlei Hinsicht zeigt dieses Beispiel dabei in besonders reiner Form, dass eben „kein Text“ ein diskurssemantisches Phänomen sein kann:

Zum einen, weil es hier tatsächlich keinerlei Aspekte von Lokalität und Vertrautheit gibt. Der fehlende Text hat keinen Ort, der auf sein Fehlen verweisen würde – kein Verlag hat jemals ein Buch mit leeren Seiten veröffentlicht, auf dem „Wenderoman“ auf der Titelseite zu lesen war – und er ist naturgemäß auch niemandem vertraut. Das zeigt, dass Spuren dieser Aspekte, wie sie in den beiden vorigen Fällen noch eine Rolle spielten, nicht systematisch notwendig sind, wo diskurssemantische Leerstellen fehlenden Text konstituieren.

¹⁸ Vgl. u. a.: „Was ist jetzt mit dem Wenderoman? (https://www.welt.de/print/die_welt/literatur/article153916545/Und-was-ist-jetzt-mit-dem-Wenderoman.html) oder „Die Suche nach Wenderoman“ (<https://www.goethe.de/de/kul/ges/20605521.html>) oder – die Diskussion über zweieinhalb Jahrzehnte nachzeichnend: <https://www.tagesspiegel.de/politik/25-jahre-deutsche-einheit-auch-in-der-literatur-warum-wenderoman-schon-das-falsche-wort-ist/12461422-2.html> (27.01.2022).

Zum zweiten und noch weit bedeutsamer: Das Beispiel des vermeintlich fehlenden Wenderomans macht auch deutlich, dass im Diskurs so etwas wie die kollektive Arbeit am semantischen Umriss erfolgen kann, die – vor allen Dingen dann, wenn es sich um einen umfangreichen und über lange Zeit dynamischen Diskurs handelt – ihrerseits die vermeintliche Leerstelle mehr oder minder füllen kann. Schließlich ist davon auszugehen, dass die langjährige fachliche Diskussion darüber, ob der große Wenderoman nötig sei, wie er auszusehen und was er zu leisten habe, sehr detailliert zentrale Aussagenaspekte dieses nicht realisierten Texts ausformuliert hat – ohne freilich, dass er eine wie auch immer geartete Form als literarischer Text gewonnen hätte. Man kann den so umrissenen Text nicht vorlesen und er existiert auch nicht als „Text im Kopf“ (vgl. Fußnote 8), weil er als solcher zwar nicht Anwesenheit, aber doch Existenz von Form – sprachlich wie im Falle des Sprichworts oder zumindest medial wie im Falle des Buchs – voraussetzt.

Wir gelangen an dieser Stelle, indem wir seine extremsten Ausprägungen erreichen, möglicherweise an die Grenzen der Tragfähigkeit eines radikal minimalistisch von der Quantität der notwendigen Zeichen befreiten Textbegriffs, um den es uns hier geht. So weit zu gehen, eine derartige kollektive diskurssemantische Bedeutungsgenerierung selbst noch als Text – und sei es als fehlenden Text – zu bezeichnen, wäre für die linguistische Analyse vermutlich wenig fruchtbar. Und doch ist offenkundig auch in diesen Fällen etwas für unsere Frage Relevantes beschreibbar, das kaum noch angemessen mit dem bis an diese Stelle von uns verwandten Ausdruck ‚semantischer Umriss‘ zu bezeichnen ist. Dieser nämlich legt nahe, dass – was zumindest für unser erstes Beispiel, die leere Zeitungsseite, auch durchaus gelten mag – eine detaillierte Konstruktion der Textsemantik nicht möglich ist. Dies scheint aber beim diskursiv bearbeiteten Wenderoman durchaus bis zu einem gewissen Grad der Fall zu sein, da sich dieser Textkosmos eben aus einer sehr großen Zahl kleinerer, oft aber eben auch großer und elaborierter Texte zusammensetzt. Könnte man – was freilich theoretisches Gedankenspiel bleibt – nicht nur diesen, sondern auch alle benachbarten Diskurse (den über die politischen und gesellschaftlichen Aspekte der deutschen Einheit und die innerdeutschen Verhältnisse der letzten dreißig Jahre, aber auch den über Aufgabe und Funktion von Literatur und so weiter) vollständig überblicken, dann würde der als fehlend wahrgenommene Text vermutlich durchaus ‚sichtbar‘. In metaphorischem Bezug zum analogen Foto-Film wollen wir für solche Phänomene den Terminus ‚Diskurssemantisches Negativ‘ vorschlagen. Es kann als eigenständige Ausprägung des Falls gelten, bei dem ‚kein Text‘ einen linguistisch beschreibbaren Gegenstand darstellt.

5. Ausblick

Wir haben im Beitrag zu zeigen versucht, dass und in welchem Maße wir in der Lage sind, situations- und wissensabhängig auch aus keinem Text Informationen unterschiedlicher Art ‚herauszulesen‘. Die hierzu präsentierten Beispiele stellen sicherlich nur einen Bruchteil des Spektrums möglicher Leerstellen dar. Vor diesem Hintergrund sollen sie als Anregung verstanden werden, das unbestellte Feld der Absenz einmal genauer zu kartographieren. So könnte man beispielsweise danach fragen, in welchen Zusammenhängen „keine Texte“ – was im Übrigen auch für das Schweigen gilt – kommunikativ relevant werden. Eindrücklich belegt wird das kommunikative Potenzial fehlender Texte durch unlängst bekannt gewordene Ereignisse, bei denen junge russische Frauen leere Schilder in der Öffentlichkeit vor sich hielten und daraufhin von der Polizei verhaftet wurden.¹⁹ Aber auch andere Perspektiven auf „keine Texte“ wären durchaus lohnenswert. So gibt es Situationen, in denen gleichsam der umgekehrte Fall eintritt, nämlich, dass ausbleibende Textkommunikation im Normalfall erwartbar ist und wir erst hellichtig werden, wenn sie zustande kommt, woran dann wiederum andere Implikaturen anknüpfen können (s. Abb. 8). So dürften auch fehlende Texte uns bisweilen Hinweise über die Bedingungen gelingender Textkommunikation oder über wichtige Faktoren des Textverstehens liefern. Die Spuren solcher Leerstellen sind aufgrund ihrer Vielfalt bislang noch recht unübersichtlich. Aus unserer Sicht lohnte es sich gerade deswegen, die Fährte aufzunehmen.



Abb. 8: Plakatieren verboten (Uni Essen im November 2021)

¹⁹ <https://www.derwesten.de/politik/ukraine-krieg-russland-putin-demonstrationen-festnahme-gefaengnis-polizei-weisse-schilder-europa-deutschland-id234813269.html> (23.06.2022).

Bibliografie

- Adamzik Kirsten (2008): Der virtuelle Text oder: Die Rolle der Sprachgemeinschaft für die Herstellung von Textualität. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 36(3), 355–380.
- Adamzik Kirsten (2018): Was ist ein Text? In: Birkner Karin, Janich Nina (Hrsg.): *Handbuch Text und Gespräch*. Berlin–Boston, 26–51.
- Auer Peter (2010): Sprachliche Landschaften. Die Strukturierung des öffentlichen Raums durch die geschriebene Sprache. In: Deppermann Arnulf, Linke Angelika (Hrsg.): *Sprache intermedial – Stimme und Schrift. Bild und Ton*. Berlin u. a., 271–298.
- Berdychowska Zofia, Liedtke Frank (Hrsg.) (2020): *Prägnante Kürze und mehr. Kurztexte und multimodale Kurzformen im öffentlichen Raum*. Berlin u. a.
- Berdychowska Zofia, Liedtke Frank (Hrsg.) (2021): *Aspekte multimodaler Kurzformen. Kurztexte und multimodale Kurzformen im öffentlichen Raum*. Berlin u. a.
- Brinker Klaus, Cölfen Hermann, Pappert Steffen (2018⁹): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.
- Dang-Anh Mark (2019): *Protest twittern. Eine medienlinguistische Untersuchung von Straßenprotesten*. Heruntergeladen von: <https://doi.org/10.14361/9783839448366> (23.06.2022).
- Daux-Combaudon Anne-Laure, Larrory-Wunder Anne (Hrsg.) (2020): *Kurze Formen in der Sprache / Formes brèves de la langue. Syntaktische, semantische und textuelle Aspekte / Aspects syntaxiques, sémantiques et textuels*. Tübingen.
- Domke Christine (2013): Ortsgebundenheit als distinktives Merkmal in der Textanalyse. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 41(1), 102–126.
- Dürscheid Christa (2016): Reflexion über Sprache im DaF-Unterricht – am Beispiel von kleinen Texten. In: Freudenberg-Findeisen Renate (Hrsg.): *Auf dem Weg zu einer Textsortendidaktik. Linguistische Analysen und text(sorten)didaktische Bausteine nicht nur für den fremdsprachlichen Deutschunterricht*. Hildesheim, 167–183.
- Eco Umberto (1994⁸): *Einführung in die Semiotik*. München.
- Fix Ulla (2008): Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 36(3), 343–354.
- Fix Ulla (2018): Denkstilwandel in der Textlinguistik: Vom Text als struktureller und kommunikativer Einheit zum Text in Welt- und Zeichenbeziehungen. In: Andersen Christiane, Fix Ulla, Schiewe Jürgen (Hrsg.): *Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft. Bausteine einer Fachgeschichte aus dem Blickwinkel der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks*. Berlin u. a., 191–208.
- Grice H. Paul (1993): Logik und Konversation [engl. 1975]. In: Meggle Georg (Hrsg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. 2. Aufl., Frankfurt am Main, 243–265.
- Hausendorf Heiko (2009): Kleine Texte – über Randerscheinungen von Textualität. *Germanistik in der Schweiz – Onlinezeitschrift der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik* 6, 5–19. http://www.sagg-zeitschrift.unibe.ch/6_09/hausendorf.pdf (zuletzt aufgerufen am 23.06.2022).
- Hausendorf Heiko (2022): „Fix und fest“: Angebrachte und unangebrachte Texte. In: Bock Bettina, Pappert Steffen, Škerlavaj Tanja (Hrsg.): *Grenzgänge: Eine Spritztour durch Text-, Stil- und Zeichengefilde*. Berlin, 111–121.
- Hausendorf Heiko, Kesselheim Wolfgang (2008): *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen.
- Hausendorf Heiko, Kesselheim Wolfgang (2013): Können Räume Texte sein? Linguistische Überlegungen zur Unterscheidung von Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweisen. *Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (Spur)* 2. Heruntergeladen von: https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/84555/1/SpuR_Arbeitspapiere_Nr02_Aug2013.pdf (23.06.2022).

- Hausendorf Heiko, Kesselheim Wolfgang, Kato Hiloko, Breitholz Martina (2017): *Textkommunikation: ein textlinguistischer Neuanatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin–Boston.
- Heinemann Margot, Heinemann Wolfgang (2002): *Grundlagen der Textlinguistik: Interaktion – Text – Diskurs*. Tübingen.
- Janich Nina (2015): Kurze Texte und Kurztexte – transtextuell vernetzt? In: Skog-Södersved Mariann, Reuter Ewald, Rink Christian (Hrsg.): *Kurze Texte und Intertextualität. Ausgewählte Beiträge der GeFoText-Konferenz vom 26.9. bis 27.9.2013 in Vaasa*. Frankfurt am Main u. a., 27–48.
- Karlander David (2019): A semiotics of nonexistence? Erasure and erased writing under anti-graffiti regimes. *Linguistic Landscape*, 5(2), 198–216.
- Kesselheim Wolfgang (2018): Annoncen an Schwarzen Brettern: Zur Bedeutung des Lektüremoments für die Text(sorten)linguistik. In: Pappert Steffen, Michel Sascha (Hrsg.): *Multimodale Kommunikation in öffentlichen Räumen. Texte und Textsorten zwischen Tradition und Innovation*. Stuttgart, 15–41.
- Klemm Michael (2002): Ausgangspunkte: Jedem seinen Textbegriff? Textdefinitionen im Vergleich. In: Fix Ulla, Adamzik Kirsten, Antos Gerd, Klemm Michael (Hrsg.): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff?* Frankfurt am Main u. a., 17–29.
- Klug Nina-Maria, Pappert Steffen (2020): Wenn Rasen tötet und Prägnanz fordert. Merkmale multimodaler Texte an der Autobahn. In: Berdychowska Zofia, Liedtke Frank (Hrsg.): *Prägnante Kürze und mehr. Kurztexte und multimodale Kurzformen im öffentlichen Raum*. Berlin u. a., 147–160.
- Lautenschläger Sina (2021): Stille – Schweigen – Verschwiegenheit: Kommunikationsideale? In: Bär Jochen A. (Hrsg.): *Historische Text- und Diskurssemantik*. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 11. Berlin–Boston, 211–227.
- Linke Angelika (2016): Sprache als Praxis. In: Schiewe Jürgen (Hrsg.): *Angemessenheit. Einsichten in Sprachgebräuche*. Göttingen, 52–66.
- Linke Angelika, Ortner Hanspeter, Portmann-Tselikas Paul R. (2003): Jakobsons Huhn oder die Frage nach dem Gegenstand der Linguistik. In: Linke Angelika, Ortner Hanspeter, Portmann-Tselikas Paul R. (Hrsg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen, IX–XVI.
- Meise Katrin (1996): *Une forte absence. Schweigen in alltagsweltlicher und literarischer Kommunikation*. Tübingen.
- Michel Sascha, Pappert Steffen (2018): Wahlplakat-Busting. Formen und Funktionen einer (neuen) Textmuster Mischung. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 68, 3–33.
- Ortner Hanspeter, Horst Sitta (2003): Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? In: Linke Angelika, Ortner Hanspeter, Portmann-Tselikas Paul R. (Hrsg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen, 3–64.
- Pappert Steffen, Roth Kersten Sven (Hrsg.) (2021): *Kleine Texte*. Berlin u. a.
- Pontzen Alexandra (2000): *Künstler ohne Werk. Modelle negativer Produktionsästhetik in der Künstlerliteratur von Wackenroder bis Heiner Müller*. Berlin.
- Reich Björn (2018): Maximilian und die Leerstelle: Einige Gedanken zur Poetik von Maximilians gedechtnus-Werken. In: Helmraath Johannes, Kocher Ursula, Sieber Andrea (Hrsg.): *Maximilians Welt. Kaiser Maximilian I. im Spannungsfeld zwischen Innovation und Tradition*. Göttingen, 85–102.
- Roth Kersten Sven (2015): *Diskursrealisationen. Grundlegung und methodischer Umriss einer pragmatisch-interaktionalen Diskurssemantik*. Berlin.
- Roth Kersten Sven, Pappert Steffen (2021): Epilog. In: Pappert Steffen, Roth Kersten Sven (Hrsg.): *Kleine Texte*. Berlin u. a., 347.

- Schmitz Ulrich (Hrsg.) (1990): *Schweigen* (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 42).
- Schmitz Ulrich (1996): ZAP und Sinn. Fragmentarische Textkonstitution durch überfordernde Medienrezeption. In: Hess-Lüttich Ernest W. B., Holly Werner, Püschel Ulrich (Hrsg.): *Textstrukturen im Medienwandel*. Frankfurt am Main u. a., 11–29.
- Schmitz Ulrich (2004): *Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen*. Berlin.
- Schmitz Ulrich (2011): Schflächenforschung. Eine Einführung. In: Diekmannshenke Hajo, Klemm Michael, Stöckl Hartmut (Hrsg.): *Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin, 21–42.
- Schmitz Ulrich (2016a): Schflächen. Sprache und Layout. In: Schiewe Jürgen (Hrsg.): *Angemessenheit. Einsichten in Sprachgebräuche*. Göttingen, 24–37.
- Schmitz Ulrich (2016b): Multimodale Texttypologie. In: Klug Nina-Maria, Stöckl Hartmut (Hrsg.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin u. a., 327–347.
- Schmitz Ulrich (2018): Media Linguistic Landscapes. Alle Linguistik sollte Medienlinguistik sein. *jfml*, 1(1), 1–34. Heruntergeladen von: <https://doi.org/10.21248/jfml.2018.5> (23.06.2022).
- Schmitz Ulrich (2021): Klein, aber oho! Wissenschaftliche Rehabilitation sehr kleiner Texte. In: Pappert Steffen, Roth Kersten Sven (Hrsg.): *Kleine Texte*. Berlin u. a., 11–39.
- Schröter Melani (2013): *Silence and concealment in political discourse*. Amsterdam–Philadelphia.
- Scollon Ron, Scollon Suzie Wong (2003): *Discourses in place. Language in the material world*. London–New York.
- Spitzmüller Jürgen (2022): Text als Faktor des Nichtsprachlichen. Medialisierung, Materialisierung, Lokalisierung. In: Bock Bettina, Pappert Steffen, Škerlavaj Tanja (Hrsg.): *Grenzgänge: Eine Spritztour durch Text-, Stil- und Zeichengefilde*. Berlin, 253–258.
- Weidacher Georg (2004): Der gefrorene Text. Zur Rolle der Textoberfläche als Grenze der Interpretation. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 41, 49–66.
- Weidacher Georg (2021): Minimale Textualität. In: Pappert Steffen, Roth Kersten Sven (Hrsg.): *Kleine Texte*. Berlin u. a., 313–345.